

LIEBE IST, WENN ES LANDLIEBE IST

54

HEIMAT
REPORTAGE

HEIMAT
REPORTAGE

ICH:

Wenn ich mir als Kind meine Globi-Kassette anhörte, dann hiess es, das sei «patriotisch»; vielleicht sagten meine Eltern auch «rassistisch», vielleicht beides. Auf dem Kassettli traf Globi auf einen Maharadscha, der wie die blackgefacte Birgit Steinegger in Lauthieroglyphen sprach, der dementsprechend unterbelichtet war und sich von Globi mit banalster Bauernlist in ein Schwein verwandeln liess – oder ein Kamel, das weiss ich nicht mehr. Auf alle Fälle bestieg der meist geliebte, aber doch ziemlich unattraktive Schweizer sein Boot und reiste siegreich über die Barbaren zurück in sein gelobtes Vaterland, um auf der Kassettli-B-Seite einen Einsatz für die Rega zu fliegen. Mir gefielen Globi und seine frechen Geschichten. Aber ich verstand schon: «patriotisch» gehörte in die unterste Schublade und dort noch hinter die im Quartierladen gstibitzten Kaugummis—oder die Schmuddelhefte, wäre ich denn nicht zu klein gewesen, solche zu besitzen.

Donat Blum

01 Literaturstudent
02 lebt in Biel
03 14 347 Zeichen
04 11.41 min.

DANN DAS:

Mittlerweile gross genug, um allein in Biel zu wohnen, wollte ich kürzlich in einer alternativen Beiz—Holztische und Stadtoriginale—mit meinem Freund ein Bier trinken. Auf dem Weg zum Tresen wurde ich von einem rotbackigen Schweizer mit kurz geschorenem, blonden Haar und Ratsherrenecken aufgehalten. Er lachte auf und kriegte sich nicht mehr ein: «Was hesch de du da für en Vorhang an?» Er zeigte auf meinen grauen Pullover mit Blumenmuster in rot, schwarz und mintgrün. Ich: Isch doch schön. Er: Viellich i dr Stube vo minere Grossmuetter. Ich: Oke. Sich mit Diesel aschriibe findsch denn besser? Chli lebende Werbeträger sii? Chic. Er: Wenigstens überchume ig am Abe eis blase. Ich: Easy, da hani ebe nid nötig. Ich deutete auf meinen Freund. Der Mann stockte kurz, nicht wissend, ob ich scherzte, oder ob dass jetzt hiesse, dass ich «schwul» sei—einer seiner Kollegen nutzte die Verwirrungspause, torkelte herbei und brachte sich mit betrunken-hämischem Gelächter ebenfalls ein: «Geile Hudu» sagte er. «Sympathischer Bauerntöpel», entgegnete ich bereits ziemlich gehässig.

Ein Dritter gesellte sich dazu. Die Stimmung schien zu kippen. Schöne Heimat. Bis zu diesem Moment hatte ich noch geglaubt, mich in Biel und in dessen multi-kultureller Offenheit wohl zu fühlen. Doch bereits auf dem Weg vom Bahnhof in die Beiz waren mein Freund und ich zweimal als Schwuchteln beschimpft und um Auskunft gebeten worden, wer denn von uns nun die Frau sei—einschlägige Handzeichen waren erfolgt—wer sich denn ficken liesse. Das alles war mir ein bisschen zu viel. Ich wäre bereit gewesen die Landproleten in den Boden zu stampfen—mit Worten versteht sich; mit Füßen und Fäusten wäre ich unterlegen—aber mein sozialarbeitender Freund zog mich zum Tresen und mit einem Bier in eine ruhigere Ecke des Lokals. Ich trank und statt zu schreien, schwieg ich.

«Darf i?» , einer der Männer von vorhin war an unseren Tisch getreten:

Ich: «---»

Mein sozialarbeitender Freund: «Ja, eh.»

Der Mann setzte sich: «Mir si vom Land, weisch.»

Ich: «Und wa wänd er denn da, wenn er es Problem hend?»

Mein Freund legte mir die Hand auf die Schulter—nicht zu lange, nur um mich zu beruhigen. Also schwieg ich weiter. John heisse er, stellte er sich vor. Aus Dotzigen sei er und auch seine Kollegen—einem Dorf irgendwo zwischen Grenchen, Bern und Biel. «Freut mich», sagte mein Freund. Sie hätten halt mal schauen wollen, wie das hier so aussehe, auf der anderen Seite, bei den Städtern, sagte John. Ich schwieg vorerst mal weiter, während mein Freund Fragen stellte. Dass John von seinem Bauerntum erzählte, davon wie er und seine Familie auf das Einkommen seiner Frau angewiesen seien, dass sie sich nur dank diesem auch mal etwas leisten könnten, dass er monatlich allein für Syngenta-Dünger über 30 000 Franke überweisen, dass er Bauer sein wolle, aber Unternehmer sein müsse. «Und deswegen habt ihr also für die Masseneinwanderungsinitiative gestimmt?» , fragte ich noch gereizt, aber es begann mich zu interessieren. John stellte das Bier auf den Tisch, richtete sich auf, so gut das in betrunkenem Zustand ging: Ja, das sei schon auch der Grund, sagte er: Die Angst, die prekäre Existenzgrundlage noch ganz zu verlieren—den Hof, die Tiere, die unberührte Idylle bei sich auf dem Land, die mehr und mehr Einfamilienhäuschen weichen müsse, die mehr und mehr vom Städtischen verdrängt würde, die an jedem Monatsende in Gefahr schwebe, wenn er die Überweisungen priorisieren, wenn er eng kalkulieren müsse, dass genügend Geld auf dem Konto sei—das und dabei die Verantwortung für Familie und Tiere: Das alles mache ihm Angst. Das begann ich zu verstehen und war überrascht: Es gab sie also wirklich, die nach Abstimmungen in den Medien beschworene Angst; Dichtestress und Übervölkerung. Ob sie objektiv real waren, wagte ich weiterhin zu bezweifeln, für ihn als Individuum aber waren sie es. Ob er denn verstehen könne, dass es auch Angst machen könne, wenn man bei Abstimmungen immer unterliege—erst recht, wenn es so knapp geschehe, wie bei der Masseneinwanderungsinitiative und dann trotzdem gefeiert würde, als ob es uns 49.7% nicht geben würde, als ob wir nicht zum «Volk» gehörten? Ob er verstehen könne, dass meine Angst, die Schweiz würde erstarren, würde sich rückwärts bewegen, würde immer ausländerfeindlicher—ob er denn im Gegenzug das auch verstehen könne? So weit es die Bierseligkeit noch zulies, in der wir uns am Ende Hände schüttelnd verabschieden sollten, empfand ich das Gespräch plötzlich bereichernd. Ein regelrechter Austausch fand da statt. Ein Austausch zwischen Stadt und Land; eine Gegenbewegung zur Polarisierung. Und ich glaube, John ging es genau so. Ich beschloss, den Stadt-Land-Graben ein bisschen genauer unter die Lupe zu nehmen.

UND DANN SO:

Nach 14 Minuten steige ich in Dotzigen aus dem Zug. Auf dem Bänkli am Bahnhof sitzen eine junge Muslimin mit Kopftuch und daneben ein älterer Herr mit Glatze und Denner-Tasche. Dahinter, auf einem kleinen Stückchen Wiese zwischen neuen Einfamilienhäusern, sind zwei grauhaarige Frauen am Heuen. Von Hand und mit einer Heugabel sammelt die eine das geschnittene und getrocknete Gras auf und die andere schichtet es in einen Heuschober, dessen weisser Kalkverputz abblättert. Ein Jugendlicher mit Basecap und Freundin grüsst mich mit «Salut!», als ich an ihm vorbei zum Bahnübergang laufe, in das Dorf hinein, durch das der Stadt-Land-Graben mittendurch zu verlaufen scheint. Googlemaps zeigt mir ein einziges Restaurant in Dotzigen an—trotz dem Hauptsitz der Landi Schweiz AG, dessen riesiger Gebäudekomplex meine Zugeinfahrt sekundenlang flankiert hat. Restaurant Pizzeria Kreuz. Auf der Terrasse debattiert ein türkischer Gast mit dem türkischen Wirt. Auf einen Ländler-Stammtisch hoffe ich hier vergeblich. Auf dem stattlichen Gebäude neben dem Restaurant Pizzeria Kreuz lese ich Käserei. Es muss die ehemalige Käserei sein: Das Haus ist frisch renoviert und mit Wohnungen ausgebaut. Einzig die seitliche Aluminiumtüre, wie sie bei Molkerei-Eingänge oft anzutreffen sind, ist noch belassen wie einst. Sie steht halb offen. Der ehemalige Käserraum ist nun eine Werkstatt. In der Mitte zwischen Metallregal und der Werkbank steht eine Festbankgarnitur, an der drei rechte Männer sitzen. (Ob die Doppeldeutigkeit im Schweizerdeutschen—«richtige» und «rechte» Männer—ein Zufall ist?) Ich klopfе an die Aluminiumtür und trete ein, was mir leichter fällt, als ich das Schildchen an der Tür erblicke: «Fiirabestübli» hat jemand mir einem LötKolben in ein Stück Holz gebrannt. Ob ich ihnen vielleicht ein paar Fragen zum Stadt-Land-Graben stellen dürfe? Ich glaube, sie nicken. Dann zeigen sie auf den Jüngsten der drei: Der könne da bestimmt etwas sagen. Ich setzte mich dazu. Vor

mir eine Flasche Lager Hell, die ich mich nicht zu öffnen traue. Ob das hier denn der Stammtisch von Dotzigen sei, frage ich den jüngsten der drei, der die 55 auch schon überschritten haben dürfte. «Ja, so was Ähnliches,» sagt er, der etwas mit Diakonie und Kirche zu tun hat. Das sei das Wichtigste für ihn am Dorfleben und der Gegensatz zum städtischen: «z Soziale, z Diakonische. Da cha me no säge, mir luege zu de eutere Lüt.» Einen Besuchsdienst hätten sie hier von der Kirchgemeinde aus und einen Altersnachmittag, Seniorenferien: «Ig kenne das o vor Schadt, aber hie ischs haut glich persönlecher.» Ländler spielen im Hintergrund. Nicht Radio, sondern Schweizerörgeli ohne Unterbruch. Eine CD, oder Kassette. In die Stadt zögen die meisten vom Land wohl wegen der vielfältigeren Möglichkeiten. In Dotzigen gibt's keinen Metzger mehr, keinen Dorfladen. «Aber Biel isch natürlech scho multikulturell—da hei mir Mueh, natürlech, we mir iz uf Biel usegöi». Er meint sich und alle Leute vom Land. Multikulturell sagt er, von Silbe zu Silbe hüpfend, als sage er ein lustiges Wort wie Tuttifrutti. «Togo!» wirft der Mann neben ihm ein und: «We d Störch chaut hei, flüge sie nume no uf Biel. Im Winter.» So viele Schwarze habe es da, da meinten die Störche, sie seien bereits «dunge in Afrika». Der Mann ist Bauer—Housi nennen ihn die anderen beiden. Er sei der einzige wirkliche Landwirt hier, sagt er. Seine Haut ist braun gebrannt, gegerbt und faltig. «Ach was, e Pseudo-Buur,» lacht Lorenz, der oben am Tisch sitzt und dem die Werkstadt gehört, die auch nur noch Pseudo sei. Er und Housi—beide sind sie in Rente. Lorenz trägt eine kurze, blaue Arbeitshose, über dem Bierbauch quillt graues Brusthaar aus dem blauen Trägerleibchen, um den Hals ein goldenes Ankeramulett. Ein Zugezogener sei er. Bis zur Pensionierung war er Chauffeur bei der Kehrrechtverbrennungsanlage in Zuchwil. Dann hat er die alte Käserei gekauft, die «am verlottere isch gsi, dass se eine het müesse choufe.» Lorenz gehört aber dazu, sagen alle drei. Zum Dorf. Der Diakon steht plötzlich auf: «Die Herre, i wünsche no en guete Räschte! Ha no e Sitzig.» «Mit em Pfarrer? Gisch em denn nid meh Lohn, gäu,» ruft ihm Lorenz nach. Der Diakon dreht sich nochmals um. Alle lachen. Ob sie beide, die beiden Verbleibenden, denn fänden, es gäbe ihn, den Stadt-Land-Graben, frage ich. Und wo der Unterschiede liege, zwischen den Städtern und den Leuten hier vom Land. Ein Städter, einer der in der Stadt aufgewachsen sei, «dä het doch ke Beziehung meh zum Land,» sagt Lorenz und richtet sich an mich: «Du weisch wo d Miuch här chunt?» Ich nicke, ja, klar. «Viu wüsse das hüt zu Tag scho nüm,» sagt er. «Ja, die chunt vom Migros. Oder.», sagt der Landwirt zynisch. Ob sie denn im Gegenzug interessieren würde, wie die Städter leben, frage ich. «Was die mache i der Stadt?» Housi schüttelt den Kopf, «isch mir doch—pfrrrrr—scheissegal.» Lorenz überlegt: «Viellech isch da scho ou es Problem vom Landmönch, dass är sich nid interessiert, wie d Städter, wie die läbä. Aber vo was läbä mir? Nid vo de Stadt» sagt er und meint mit ,uns' uns Schweizer, verstehe ich. «Von den Banken», schlage ich vor und er: «Nei das isch nid wahr. Im Prinzip läbe mer vo dr Landwirtschaft, z Ässe und aues: Wohär chunts? S'chunt vo dr Landwirtschaft.» Ja, aber es werde subventioniert, entgegne ich und das Soja für das Tierfutter aus Brasilien importiert. «Iz muesch ufasse was de machsch,» braust Housi auf, «es wärde ja Sache subventioniert, wo mir als Buur müesse säge: Du ez hei sie da z Bärn obe,» er schwenkt die Hand energisch vor seinem Gesicht hin und her, «si hei so viu Lüt dert, wo ÜS befälle. NEINEINEI, I darf das nüm ghöre—du verreckte Siech.» Lorenz beschwichtigt. Ganz einig ist er mit ihm nicht: «Es isch ou übetribe worde vo de Buure—das muesch ez ou säge», sagt Lorenz.

Dass man darüber ja nicht so gerne spreche, aber ob ich eigentlich richtig liege, dass sie der Masseneinwanderungsinitiative zugestimmt haben, frage ich. «Ja, sicher!» antwortet Lorenz prompt. Eine schleichende Unterwanderung sei das «wo mir jetzt hei». «Vermoslemisiert» würden wir und davor müssen wir «iz würklech Angst ha.» «Verzeu was gester im Fernseh hesch gseh», sagt Housi. Selbst der deutsche Innenminister habe es da angesprochen, sagt Lorenz: «Dr gröscht Find, wo mir hei, isch dr Moslem.» Housi nickt. Ein ernstes Gesicht. Dann, als auch er aufsteht: «Sächsi. Auso ig mues.» «Du trinksch das Bier ja nid,» sagt Lorenz und deutet mit dem Kinn auf die Flasche vor mir. Wenn es nicht das letzte sei, sage ich. «Nei sicher nid,» sagt er und holt eine weitere Flasche aus einem Külschrank im Nebenraum, öffnet sie für mich. Ich werfe zwei Franken in die Dose, die auf dem Tisch steht. Was er denn am Land so sehr möge—jetzt ganz allgemein, frage ich und Lorenz erzählt, wie er als Junge oft bei einem Nachbauer ausgeholfen habe. Fast aufgewachsen sei er da. Während der Schule, während der Lehre—immer sei er danach noch zum Bauern arbeiten gegangen: «Ich mues ehrlich säge, das isch eini vo de lehrrihschte Ziite gsi i mim Läbe.» Er nimmt einen Schluck Bier, er lächelt. «Und drum chani äbe o mit de Buure mitrede. Die chöi mir nid aue Schiisdräck cho verzeue. Zum Bischpiu mit dere Masseviehhautig u Massetierhautig, das chunt nid guet. Da bini chlei gäge d Buure. Die Retourgutsche chunt.» Bezüglich Überkonsum verstehen wir uns. «I han 36 Jahr lang inere Kehrrechtverbrönnigsalag gschaffet,» sagt Lorenz. «Ich cha Euch auso säge, was ich dert ha gseh: Da schtöi eim d Hoor z' Bärng. Ganzi Rouschinkli: Die sind nie uspackt worde!» In einem Gärtchen vor der Käserei zieht Lorenz sein eigenes Gemüse. «Aso, denn geits üs doch viu z guet,» resümiert Lorenz. Und wir hätten Platz für Ausländer, folgere ich. «Nei hei mer äbe nid,» lacht Lorenz auf. «Wir können doch nicht x-tausend Bauten aufstellen nur für die: Rümlich hei mer kei Platz meh. Ez isch eifach einisch fertig.»

Wie Lorenz begann auch sein Sohn bereits als Junge auf einem Bauernhof auszuhelfen. Und noch immer sei er neben der Arbeit «Hobby-Buur». «Dä isch go buure bis er het agfange carisiere.» «Angefangen was?» frage ich. «Carisiere. Kennsch nid?» lacht Lorenz auf, «gsesch wie dir Schtädter hinge drii sind!» Mit Schwung stellt er seine Bierflasche auf den gelben Holztisch. «Karriere machen», versuche



ich mich zu retten. «Nei, nei», winkt Lorenz ab: «Ä Liebschaft ha!»

Ich leere mein Bier und verstaue Aufnahmegerät und Notizbuch. Was denn das jetzt werde, fragt Lorenz und zeigt auf meinen Rucksackbeutel mit Leopardendruck. Ob ich ihm den Text dann zuschicken könne? Ich zögere kurz. Von der kahlen Wand über der Werkbank winkt ein barbusiges Pin-up-Girl.